Vergebens.

Roman von **Conrad Mühlwenzel.**

(2. Fortsetzung.)

Melanie richtete zuerst die Augen dorthin. Sie fühlte den auf ihr ruhenden Blick und sah nun in ein fremdes Gesicht, in dem sich die Bewunderung ihrer Schönheit deutlich spiegelte. Diese schmeichelhafteste, weil wortlose Huldigung verwirrte sie ein wenig. Und sich gegen den Gast verneigend, berührte sie den Arm ihres Mannes, seinen Blick auf Jenen zu lenken.

Arnold ließ den Stift fallen und rief fröhlich: „Ach, sieh da, Herr von Raumer! Sind Sie wieder einmal zu meinem Olymp hinangestiegen?“

„Ja wohl, um nicht nur den Künstler, sondern zugleich seine Muse zu finden, aus deren Anblick er Begeisterung schöpft. Wollen Sie die Güte haben, lieber Skarnow, mich mit der Dame bekannt zu machen?“

„Herr von Raumer — meine Frau,“ sagte Arnold mit vorstellender Handbewegung und Raumer, der inzwischen näher getreten, ergriff die herabhängende Hand Melanies, führte sie an die Lippen und sagte: „Ich bin sehr glücklich, gnädige Frau, heute nachholen zu dürfen, was ich am letzten Damen-Abend im Verein durch meine Abwesenheit leider versäumte: die Gemahlin meines Freundes Skarnow kennen zu lernen, von der der ganze Verein schwärmt.“

Melanie war beim Klang dieses Namens einen Schritt zurückgetreten. Sie meinte, denselben schon einmal gehört zu haben und die Erinnerungen, die sich daran knüpften, waren durchaus nicht angenehmer Art. Doch es war wohl kaum denkbar, daß der Freund ihres Mannes, der vielgepriesene Kunstmäcen, mit jenem Mann identisch war, der es mit seiner Ritterlichkeit vereinbart fand, eine Dame auf der Straße zu belästigen.

Sie mußte sich doch wohl irren, trotz ihres sonst so treuen Gedächtnisses. Zum Glück schien er von ihrem ablehnenden Wesen nichts bemerkt zu haben und die junge Frau bemühte sich nun, es durch doppelte Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen.

Arnold flüsterte ihr zu, doch eine Flasche Wein kommen zu lassen und Melanie selbst schenkte mit ihren schlanken Händen die Gläser voll.

Arnold erzählte von seinem Vorhaben und Raumer war entzückt über den Gedanken und das Motiv zu dem Kolossalgemälde.

Als er endlich ging, nahm er die Erlaubniß des Malers mit, dann und wann die Fortschritte des Gemäldes in Augenschein nehmen, und hier und da wohl auch einer Sitzung beiwohnen zu dürfen.

Endlich war die Rüstung und das volle Kostüm der Heralda beschafft, sogar ein ausgestopftes Exemplar des weißen isländischen Falken fehlte nicht.

Melanie hatte die Rüstung angelegt und versuchte den Falken auf ihrer Schulter zu befestigen. Arnold stand seitwärts, sie prüfend betrachtend.

„Du siehst noch größer aus und üppiger in dieser Gewandung“, sagte er und auf seinem Gesicht malte sich echt künstlerisches Entzücken.

Die junge Frau bemerkte es und ein helles Roth der Freude färbte ihre Wangen und ließ ihre Augen noch heller blitzen. Schnell wandte sie sich ihrem Gatten zu, ergriff seine Hand und sagte:

„Ich gefalle Dir? Aber, Arnold, eine Bitte habe ich, laß — laß Herrn von Raumer nicht gegenwärtig sein, wenn ich Dir in diesem Kostüm Modell stehe. Es —“ sie blickte wie unschlüssig auf den nur halblangen Rock nieder — „es genirt mich — und —“

Er lachte. „Närrchen, meinst Du, daß Haralda und ihre Zeitgenossinnen—“

„Nein, nein,“ fiel sie schnell ein, „so mein' ich es nicht. — Aber Herr von Raumer sieht mich bisweilen mit so absonderlichen Blicken an, daß ich mich demselben in diesem Kostüm nicht gerne aussetzen möchte.“

Arnold lachte wieder. „Raumer ist ein Schwärmer, sobald das Ewig Weibliche in's Spiel kommt. Er ist aber auch ein Mann, dessen Freundschaft wir uns zu erhalten trachten müssen. Im Uebrigen bin ich aber auch nicht kleinlich genug, ihm die Freude zu mißgönnen, in Dein schönes Gesicht zu blicken, denn schön bist Du, Melanie, wahrhaftig schön!“

Ein warmes Glücksgefühl durchströmte sie. Er, der Künstler, fand sie schön! Aber gerade da er sie schön fand — hatte er denn gar keine Augen für die lüsternen Blicke, mit denen dieser Roue sie verfolgte?

„Versprich es mir, Arnold,“ bat sie noch einmal, „er ist mir so unangenehm — dieser Herr von Raumer.“

Er zog die Stirne kraus.

„Sei nicht kindisch, Lany. Ich werde ihn nicht besonders zu Deinen Sitzungen auffordern, wenn er aber zufällig kommt, kann ich ihn nicht zurückweisen, weil meine Frau nicht gelaunt ist, ihn zu empfangen.“

Und Raumer kam zufällig mit einer Regelmäßigkeit zu ihren Sitzungen, daß jeder nicht so ganz von sich und seinem Werth durchdrungene Ehemann doch stutzig geworden wäre über diesen Kunstenthusiasmus. Skarnow aber wurde nicht stutzig.

Und doch war es eine schöne Zeit für Melanie. Arnold war fröhlicher gestimmt, als seit langer Zeit, auf ihren Wanderungen nach der Akademie, wo er in einem Saal seine Staffelei aufgeschlagen.

Das Gemälde machte schnelle Fortschritte. Die Scenerie war bald skizzirt und nun ging er mit Eifer an die sorgfältige Ausführung der einzelnen Gruppen.

Wenn Raumer sah, wie großartig und vortrefflich das Bild angelegt war, würde er gewiß gern behülflich sein, ihm eine kunstgerechtliche Ausführung zu ermöglichen. Er hatte bisweilen schon davon gesprochen, daß er nicht übel Lust hätte, noch ein Bild von Skarnow zu erwerben. Nur hatte er noch nicht schlüssig werden können, welches. Aber das würde doch einmal geschehen.

Wenn dann auch Löschwitz ihm noch eins abkaufte, würde der Erlös hinreichen, ihm einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Rom zu ermöglichen, die nöthigen Skizzen und Studien für die Szenerie seines Gemäldes an Ort und Stelle zu machen. So arbeitete er denn frisch und fröhlich und voller Begeisterung drauf los.

„Bist Du bereit, Lanie?“ rief Arnold, zum Ausgehen gekleidet, in die Küche hinein, wo die junge Frau mit der Köchin verhandelte.

„Sofort,“ entgegnete sie und fuhr dann in ihren Aufträgen fort: „Fragen Sie auch beim Geflügelhändler nach einem fetten Kapaun.“ Sie griff dabei in ihr Geldbeutelchen, aber die darin enthaltene Baarschaft reichte zur Bestreitung all' ihrer Aufträge nicht aus.

„Ich bringe Ihnen gleich das nöthige Geld,“ sagte Melanie und ging in das Schlafzimmer, schnell den Mantel umzulegen.

„Da bin ich fertig! Aber bitte, Arnold, gieb mir noch etwas Geld, denn endlich bin ich doch mit meinem Kapital zu Ende. Ich hoffe, Du wirst mir zugestehen müssen, daß ich eine gute Haushälterin gewesen bin.“ Damit streckte sie ihm lachend die offenen Hände hin.

Das erwartete Lob erfolgte aber nicht, im Gegentheil. Arnold zog stirnzunzelnd sein Portemonnaie hervor und gab ihr etliche Geldstücke daraus.

„Soll das Alles sein?“ fragte Melanie verwundert.

„Ich habe jetzt nicht mehr.“

„O,“ lachte sie ungläubig, „Du kannst mir schon etwas mehr anvertrauen. Ich habe ja bewiesen, daß ich keine Verschwenderin bin. Und ich brauche jetzt auch mehr, denn in der nächsten Woche muß ich den Tapezierer kommen lassen, und dann hat das Mädchen um einen Vorschuß auf ihren Lohn gebeten, also—“

„Ich bitte Dich, Lanie, verschone mich mit derlei Gesprächen; Du verdirbst mir die Stimmung, die ich zu meiner Arbeit brauche. Hast Du Dein Kostüm bereit?“

Es war ein so ungeduldiger, nervöser Ton, indem er dies sagte, daß Melanie nicht wagte, das Gespräch fortzusetzen. Sie bejahte nur seine Frage, gab im Vorbeigehen dem Mädchen eins der Geldstücke und sagte: „Den Kapaun lassen Sie einstweilen weg!“ —

Arnolds Stimmung schien wirklich bereits verdorben zu sein. Melanie, die schweigsam im Wagen neben ihm saß, betrachtete verstohlen von der Seite die Falten auf seiner Stirn und überlegte. Sollte Arnold wirklich kein Geld haben und konnte ihm das Sorgen machen? Das Wirthschaftsgeld, welches er ihr das erste Vierteljahr ausgezahlt hatte, war im Verhältniß zu ihrem Haushalt ein sehr reichliches gewesen und sie hatte ihren Stolz darin gesetzt, einen ganzen Monat länger damit zu reichen. Im Uebrigen hatte er niemals über Geldangelegenheiten mit ihr gesprochen, so daß sie sich über seine Einnahmen kein Urtheil hätte bilden können. Dann und wann hatte sie von den ungeheuren Summen sprechen hören, die für einzelne Bilder alter und neuer Meister gezahlt worden waren. Und da in ihren Augen ein echter Skarnow jedem anderen Gemälde den Rang ablief, mochte es alt oder neu sein, so hatte sich bei ihr eine dunkle Vorstellung davon gebildet, daß der Erlös selbst des kleinsten Bildchens aus dem Atelier ihres Mannes hinreichte, jahrelang sorglos Kapaun zu speisen. Und nun gar der Erlös der „Poesie“, dieses Gemäldes aller Gemälde! Nein, Arnold wollte sie sicher nur auf die Probe stellen, er wollte sehen, wie sie sich benehmen würde so knapp an Geld — aber er sollte sie tapfer finden, o, sehr tapfer.

Da hielt der Wagen, sie stiegen mit einander zu dem Saal hinauf, in dem Arnold arbeitete.

Die junge Frau war seit längerer Zeit, seitdem ihre Sitzungen beendigt, nicht mehr dort gewesen und stand nun voller Erstaunen und Bewunderung vor der Leinwand, von der die verschiedensten Gruppen lebensvoller Gestalten sie anschauten. Unter allen hervortretend sie selbst als Haralda und noch eine zweite Frauengestalt, die römische Königsbraut. „Annuschka!“ ruft Melanie, „Ah, hat Frau von Löschwitz Dir Modell gestanden?“ fragt sie dann, ohne die Augen von dem Bilde zu verwenden.

„Ja.“

„Ah, und dort hinter ihrem Sessel, Du, Arnold? Herzog Guntjeris!“ Ein eignes Gefühl von Eifersucht, das ihr doch selbst kindisch erschien, bemächtigte sich ihrer bei diesem Anblick. Die Stunden, in denen sie Arnold Modell gestanden, besonders zu seiner „Poesie,“ waren die schönsten gewesen, die sie in ihrem neuen Heim verlebt. Und nun hatte auch die Polin ihm gesessen, in dieser griechischen Gewandung! — —

Weshalb hatte ihr Arnold nur nie davon erzählt? —

Vor allen Dingen aber durfte er nicht errathen, was in ihr vorging, er hätte sonst wieder gelacht über ihre Eifersucht, wie er gelacht hatte, als sie von Herrn von Raumers absonderlicher Art, sie anzublicken, gesprochen.

„Willst Du Dein Kostüm nicht anlegen?“ Sie nickt und tritt schnell in ein kleines Nebengemach, ihr Kleid gegen das Kostüm zu vertauschen. „Wie schön diese Annuschka aussieht, und wie sie ihn mit den schwarzen Augen angeblitzt haben mag!“ flüsterte sie vor sich, während sie den goldenen, von den Flügeln der Silbermöve geschmückten Helm auf dem Kopf befestigte.

Als sie wieder in den Saal trat, stand Arnold bereits, Palette und Malstock in der Hand, vor der Staffelei. Sonst pflegte ihr Erscheinen, in einem derartigen Kostüm, ein Lächeln zärtlicher Bewunderung auf seinem Gesicht hervorzurufen, heute aber vermochte sie die Unmuthsfalten auf seiner Stirn nicht zu glätten. Er prüfte lange, ließ sie ihre Stellung hundertmal wechseln, machte hier und da einen Pinselstrich, schüttelte unzufrieden den Kopf und warf endlich ungeduldig den Pinsel hin.

„Es geht nicht!“ sagte er verdrießlich, „Du stehst zu unruhig und die Beleuchtung ist schauderhaft.“

Und doch hatte sie sich nicht gerührt, und die Beleuchtung war so klar, wie sich irgend wünschen ließ, ohne zu grell zu sein.

„Weshalb gerade heute Raumer nicht kommt?“ fragte Arnold ärgerlich vor sich hin, während er die Farben in den Kasten einordnete.

Auf dem Rückweg mühte Melanie sich vergebens, ihren Mann durch fröhliches Geplauder ein wenig aufzuheitern, er blieb verstimmt; verstimmt während des Mittagessens, obgleich es sein Lieblingsgericht gab, verstimmt, als er in den Verein ging und noch verstimmter, als er, viel früher als gewöhnlich, zurückkehrte.

Auf Melanies Frage, ob ihm dort etwas Verdrießliches geschehen sei, entgegnete er ohne allen Zusammenhang: „Raumer ist verreist und Löschwitz ist krank.“

Sollte seine Verstimmung mit der schönen Annuschka zusammenhängen? Aber nein, am Vormittag hatte er von Löschwitzs Erkrankung noch nichts gewußt. Und ganz allmählich dämmerte ihr der Gedanke auf, daß es doch nicht nur ein Scherz gewesen, als Arnold so finster gesagt: er habe kein Geld. Während der halben Nacht lag sie, die großen, weit offenen Augen auf die rothe Ampel geheftet, in ihren Kissen und zermarterte sich das Hirn, wie diese Sorge zu beseitigen oder wenigstens zu erleichtern sei.

Endlich faßte sie den sehr nüchternen Entschluß, durch Arbeiten Geld zu verdienen, durch Sticken, Nähen oder dergleichen.

Gleich am nächsten Morgen ging sie denn auch an die Ausführung dieses Vorsatzes, und das Glück war ihr günstig. Auf ihre erste Frage schon erhielt sie in einer der hervorragendsten Tapisserie-Handlungen Beschäftigung. Wie froh sie das machte! Am liebsten hätte sie sich sofort, nachdem sie nach Hause gekommen, an die Arbeit gemacht. Aber da fand sie Arnold zum Ausgehen bereit und fragte, ob sie ihn nach der Akademie begleiten solle. Vielleicht würde heute die Beleuchtung besser, und sie im Stande sein, ruhiger zu stehen.

Er nickte und sie gingen miteinander.

„Ich weiß nicht, Arnold, wo hier noch etwas zu verbessern sein sollte,“ sagte die junge Frau, als sie bald darauf bewundernd vor dem Bilde stand. „Man sieht jeder Figur an, mit welcher liebevollen Sorgfalt, mit welch' hingebendem Eifer Du sie erfaßt und ausgeführt hast. Wenn erst die Szenerie vollendet sein wird — oh, Arnold, wie sie Dich alle bewundern werden.“

Seine Stirn verfinsterte sich noch mehr.

„Ich kann die Tiber nicht malen, ohne sie gesehen zu haben.“

Das also machte seinen Kummer aus! Er litt unter der Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Kunst. Diese zu stillen, konnte sie ihm freilich durch ihre Stickereien nicht ermöglichen.

Sie ließ traurig den Kopf hängen und nahm ihre Stellung ein. Aber das Malen wollte heute so wenig glücken als am Tage zuvor.

Sie brachten schweigend eine Stunde zu, bis Arnold Palette und Pinsel bei Seite warf.

„Du kannst nach Hause gehen,“ sagte er. „Ich mache noch einen Spaziergang.“

Melanie wollte bitten, ihn begleiten zu dürfen, aber da fielen ihre Stickereien ihr ein und sie ging nach Hause.

Mehrere Wochen waren vergangen. Melanie hatte einige Zeit für Trauermagazine gearbeitet, weil diese am höchsten bezahlten, da die feinen schwarzen Stickereien die Augen sehr angreifen. Aber auch die größeren Summen, die sie damit verdiente, wollten nirgends ausreichen. Schon hatte sich bei Bäcker und Fleischer eine ziemlich lange Rechnung gebildet, da begannen ihre Augen zu schmerzen, so daß sie zu der noch schlechter bezahlten Stramin-Stickerei zurückkehren mußte. So sah sie sich gezwungen, auf andere Weise Geld herbeizuschaffen.

Da lagen aber in dem Silberschrank all die Hochzeitsgeschenke, die sie noch nicht ein einzig Mal benutzt. Wenn man dieselben veräußern oder doch darauf etwas leihen könnte? Das war ja nicht einmal eine Schande. Zwar berührte sie es peinlich, dahin zu gehen, aber recht tief verschleiert ließ es sich schon thun. Arnold mochte sie nicht wieder um Geld angehen; der befand sich in recht übler Stimmung, denn die Hoffnung, durch Raumer in den Stand gesetzt zu werden, die nöthigen Studien für die Scenerie seines Gemäldes in Rom machen zu können, war gescheitert. Raumer war zwar von seiner Reise zurückgekehrt, aber er sprach nicht mehr davon, ein Bild von Arnold zu kaufen, und auf eine direkte Bitte des Künstlers hatte er geantwortet: „Es thut mir leid, lieber Skarnow, aber ich habe jetzt selbst kein Geld.“

Dabei rückte das Ende des Vierteljahres immer näher, mit welchem die Miethe fällig wurde, und von allen Seite Rechnungen einzulaufen pflegten.

Wie sollte er es aber anfangen, Geld zu verdienen, wenn es ihm nicht gelang, wenigstens für eines seiner Bilder einen Käufer zu finden?

Da fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hand, auf dem unter anderen Ankündigungen auch die Annonce zu lesen stand:

Gesucht:
Maler, die das künstlerisch Bemalen von Fächern übernehmen. Näheres in dem Galanteriewaaren-Lager vor J. S.

Da bot sich ja eine Möglichkeit, Geld zu verdienen! Und schnell entschlossen machte er sich auf den Weg,

---

„Guten Tag, Skarnow! Sind Sie wieder galanter Ehemann gewesen?“

„Ah, Franzesk, Sie! Wie kommen Sie zu diesem Verdacht?“ entgegnete der Angeredete, während das Roth einer peinlichen Ueberraschung seine Stirn färbte.

„Nun, was sollte Sie sonst in einen Laden getrieben haben, in dem es nur Fächer, Schmucksachen und dergleichen Kinkerlitzchen zu kaufen giebt.“ Dabei deutete er auf das Paket, das aus Arnolds Tasche hervorsah.

„Freilich!“ Skarnow biß sich auf die Lippen. „Aber was haben Sie, Franzesk? Sie sehen ja ganz ausnahmsweise vergnügt aus.“

„Hab, auch Grund dazu! Uebermorgen geht's fort, hinab nach Italien. Ich habe den Leichen nun ernstlich Valet gesagt und mich dem Leben zugewendet. Da will ich es nun aber auch studiren, wo es am farbenprächtigsten und gluthvollsten ist. Wie wär's, Skarnow, kommen Sie mit!“

„Ich!?“

Dem Andern entging der bittere Ton, in welchem dies Wort gesprochen wurde.

„Nun ja, ein paar Monate dort unten haben noch jeden Künstler gefördert, jedes Talent zur reiferen Entfaltung geführt. Und Sie, Skarnow, Sie sind ja eins, wirklich eins! Sie hätten hören sollen, mit welcher Begeisterung Scharrndorf, nachdem er ein Bild von Ihnen bei Herrn von Raumer gesehen, von Ihnen sprach! Und wenn der das thut, kann man daran glauben. — Kommen Sie mit, Skarnow!“

„Ich kann nicht.“

Franzesk lachte. „Ich hätte es Ihnen früher gar nicht zugetraut, daß Sie ein so zärtlicher Ehemann werden könnten, der schon bei dem bloßen Gedanken an eine monatlange Trennung von seiner Frau die Stirn kraus zieht. Allerdings, wenn ich mich in Ihre Stelle versetze, ich fürchte, ich machte es ebenso, denn wahrhaftig, Sie haben ein herrliches Weib! Mich wundert nur, daß Sie nicht eifersüchtig sind. Raumers Huldigungen zum Beispiel würde ich bei meiner Frau sicherlich nicht so ruhig dulden.“

Skarnow zuckte die Achseln. „Weshalb, würden Sie fürchten, von diesem Roue ausgestochen zu werden?“

Franzesk wiegte den Kopf hin und her. „Wer weiß! Jedenfalls fehlte mir das glückliche Selbstbewußtsein.“ Damit blieb er vor einer Hausthür stehen. „Ich will mich hier noch bei Huld und seiner Frau verabschieden. Darf ich Ihrer Frau Gemahlin auch noch einen Besuch machen?“

„Wird ihr und mir sehr angenehm sein.“

„So überlegen sie sich bis dahin, ob Sie mit mir reisen. Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.“ und „O dolce Napoli“ vor sich hinsummend, trat er ins Haus.

Arnold Skarnow blieb stehen und schaute dem Andern nach und sachte sich: „Die personifizirte Mittelmäßigkeit geht nach Italien, während ich — zum Handwerker werden muß! Ich, dessen Talent selbst einen Scharrndorf begeistert, ich — Fächer malen!

„Weshalb mußte Franzesks Vater ein reicher Kaufmann sein, ich aber der Sohn armer Handwerker?“

Er wandte sich und eilte die Straße hinab. Wie eine Centnerlast drückte ihn das leichte Packet in seiner Rocktasche. Er, mit seiner Kunst, mit seinem Können — Fächer malen! Aber er gewann es auch nicht länger über sich! Selbst das Geld, daß er für das so eben abgelieferte Dutzend erhalten, brannte ihn. Zu Hause angelangt, fand er Melanie vor einem Tisch mit Rechnungen.

Auf seine unwirsche Frage, was sie treibe, deutete sie nur auf die Blätter und seufzte.

Er warf seinen Geldbeutel vor sich hin: „Da hast Du den Jammerlohn für meine Handwerkerarbeit. Sieh, was Du damit anfangen kannst.“ Damit ging er in sein Zimmer, fügte ein Blatt mit einigen ablehnenden Zeilen zu dem soeben mitgebrachten Pakete, rief das Dienstmädchen und schickte es damit in die Handlung zurück.

Er konnte es nicht fertig bringen, sich länger so zu erniedrigen. Lieber wollte er sich auspfänden, exmittiren lassen, lieber hungern!

Er ging unruhig mit langen Schritten in seinem Atelier auf und nieder, dann und wann blieb er vor einem Bilde stehen. Er fand selbst Manches daran zu tadeln, aber er mußte doch selbst sagen, daß sie immerhin von seinem ausgesprochenen Talent zeugten. Franzesk dagegen — seine ganze Kunst bestand in einiger Fertigkeit der Farbenmischung und Pinselführung — hatte alles angelernt.

Er trat in das Wohnzimmer zurück. Dort am Nähtisch vor dem Fenster pflegte Lany um diese Zeit zu sitzen, mit irgend einer merkwürdig geschmacklosen Stickerei beschäftigt. Was machte sie nur mit all dem Zeug? Da lag richtig wieder ein großes Stück Stramin mit einem eben begonnenen, noch nicht erkennbaren Muster. Er ließ sich vor dem Tische nieder. Was mochte in dem großen Paket hier sein? Stramin, Wolle, Musterblätter —

Ah — sie arbeitet für Geld. — seine Frau für Geld! Deshalb also war sie so verlegen geworden, als er einmal scherzend geäußert: Die Frau eines Malers könnte doch ein wenig mehr Geschmack in ihren Stickereien entwickeln, wenn sie schon durchaus welche machen wollte.

Da wurde draußen die Thür geöffnet und Melanies Schritt auf dem Korridor hörbar.

Arnold mochte jetzt nicht mit ihr zusammentreffen. Es verletzte seinen Stolz empfindlich, sich sagen zu müssen, daß seine Frau für Geld arbeitete. Aber sollte er es ihr verbieten? Vielleicht war das die geheime Hilfsquelle, die es ihr bisher ermöglicht hatte, den Haushalt zu führen. Sollte er diese jetzt verstopfen? Nein! Doch mochte sie wenigstens glauben, daß er nichts davon ahnte.

Er ging schnell in sein Atelier zurück und blieb dort in recht unangenehmen Gedanken vertieft, bis es Zeit war, in den Verein zu gehen.

Es war der letzte Abend, an dem Franzesk zugegen war, also durfte Arnold annehmen, die Mehrzahl der Mitglieder dort anzutreffen, und ihm lag daran, mit Raumer und Neumann zusammen zu sein.

Mit Ueberzieher und Hut, zum Ausgehen fertig, trat er in's Wohnzimmer, Melanie mit einem flüchtigen Kuß Adieu zu sagen.

Die Hand schon auf dem Thürgriff, blieb er noch einmal stehen. „Hast Du etwas kleines Geld bei Dir?“ fragte er leichthin.

„Ja!“ Damit reichte sie ihm mit kurzem Aufblick ihren Geldbeutel. Arnold entnahm ihm einige Thalerstücke, legte ihn auf das Tischchen vor Melanie zurück und ging.

Die junge Frau ließ die Stickerei, an der sie bisher so emsig gearbeitet, auf ihren Schooß sinken und lauschte auf den verhallenden Schritt ihres Mannes. Dann hörte sie unten das schwere Hausthor ins Schloß fallen und legte das Gesicht dicht an die Scheiben, die geliebte Gestalt dort unten noch einmal mit zärtlichen Blicken zu umfangen.

Mit einem Seufzer beugte sie sich wieder über die Arbeit und ließ die Nadel auf- und niederfliegen, eine geraume Zeit. Nur dann und wann streiften ihre Blicke den kleinen Geldbeutel, dessen Fülle bedenklich abgenommen zu haben schien. Jede einzelne Münze darin war für einen besonderen Zweck bestimmt gewesen und nun —? Aber wie gut, daß sie das Geld überhaupt hatte und es geben konnte, denn von dem andern durfte sie nichts nehmen, unter keiner Bedingung, das reichte gerade zur Miethe, und die mußte bezahlt werden.

Sie stand auf, ging in's Schlafzimmer und öffnete dort ein Kästchen, in welchem sie ihren Schatz bewahrte.

„Es war ein schwerer Gang“, seufzte sie, „aber er hat mich doch von einer Sorge befreit, augenblicklich wenigstens. Und Arnold auch. Aber er wird wohl noch gar nicht daran gedacht haben. Er ist nicht für Sorgen geschaffen. Sein ganzes Naturell widerstrebt ihnen, leidet darunter. Das Fehlen meiner Schmucksachen wird er kaum bemerken. Ich trage sie selten.“ Sie faltete unwillkürlich die Hände: „Lieber Gott, gieb mir ein Mittel, ihm die Sorgen fern zu halten!“

Sie nahm ein Blatt Papier, das sie auf der Brust versteckt getragen, glättete es sorgsam und legte es zu dem Gelde.

Da, draußen ein Schritt auf dem Korridor!

Das war Arnold. Melanie täuschte sich darin niemals. Schnell, ängstlich, schob sie das Kästchen in das Fach und verschloß es.

Da stand Arnold bereits in der Thür. „Du? Hast Du etwas vergessen?“ fragte Melanie.

„Ich komme, Dich zu holen. Franzesk ist heute zum letzten Mal im Verein — er geht auf ein Jahr nach Italien — und da soll es ein wenig feierlich zugehen. Die Damen dürfen also nicht fehlen, besonders da Franzesk ein leidenschaftlicher Tänzer ist. Ich traf Raumer auf dem Wege und habe versprochen, Dich mitzubringen.“

„Weshalb muß ich gerade dabei sein? Herr Franzesk wird mich nicht vermissen und — ich fühle mich nicht wohl, ich habe Kopfschmerzen.“

Die finstere Falte, die Melanie so sehr fürchtete, legte sich zwischen seine Brauen. „Ehe ich ging, warst Du gesund; wähle also geschicktere Ausflüchte, wenn Du mir den kleinen Gefallen nicht thun magst.“

„O, wenn Dir daran liegt, will ich gern kommen.“

Er nickte befriedigt. „Zieh ein helles Kleid an und dann stecke die alte Uhr mit den Steinen und den passenden Schmuck vor. Ich sprach neulich im Verein davon, und die Anderen waren begierig, ihn zu sehen.“ Damit ging er hinaus.

Melanie sah ihm erschreckt nach. Die Uhr, der Schmuck waren das Werthvollste unter all' ihrem Geschmeide, das jetzt wohlverwahrt im Leihamt lagerte. Daß sie es aber auch gerade heute dahin bringen müßte! Doch das war nun nicht mehr zu ändern. Schnell wechselte sie den Anzug und trat kurze Zeit darauf im Mantel und Kapuze gehüllt mit Arnold aus dem Hause.

„Bei Gott, sie ist eine entzückende Schönheit, Skarnows Frau,“ sagte der Photograph Werner zu Scharrndorf, dessen Augen wie gebannt auf der hohen, schlanken Erscheinung der jungen Frau ruhten. „Dies mattblaue Kleid zu den goldbraunen Haaren und diese — wie sagte doch Raumer — diese Augen, die noch nichts Böses gesehen! Der Mensch hat immer treffende Bezeichnungen.“

Scharrndorf nickte. „Aber wie mir scheint, hat er nicht übel Lust, in diese kleinen, rosigen Ohren etwas Böses“ — er verschluckte den Rest des Satzes. „Was gehen sie mich an, Frau Skarnow sowohl wie Raumer! — Wie wär's, Werner, mit einer Partie?“

Sobald die Beiden den Saal verlassen, näherte Raumer sich langsam und wie zufällig dem Eingang, in dessen Nähe Franzesk, in einer Gruppe von Herren und Damen, mit Frau Skarnow plauderte. Er benutzte die erste Pause im Gespräch, die junge Frau zu begrüßen. Ohne ihre ablehnende Art zu beachten, bemächtigte er sich ihrer Hand und führte sie an die Lippen.

„Ah, es geschehen noch Wunder, gnädige Frau,“ sagte er in jenem halben Flüsterton, der selbst den nichtssagendsten Worten den Anschein einer gewissen Vertraulichkeit giebt. „Es ist Abend und soeben geht mir die Sonne auf.“

Dabei heftete er seine sonst stets halbgeschlossenen Augen auf ihr goldig glänzendes Haar, das ihr in dicken Ringeln über den Rücken hing.

Sie erwiderte kein Wort und zog ihre Hand fast brüsk zurück, obgleich sie doch gewohnt war, in diesem Kreise derlei Schmeicheleien zu hören. Aber es war eben ein Unterschied, ob zum Beispiel Scharrndorf so etwas sagte in seiner guten, treuherzigen Art, oder Raumer es ihr zuflüsterte, mit diesem Lächeln, diesem Blick!

Melanie wandte sich wieder ihrem Gespräch mit Franzesk zu, das sich um Italien drehte und das nun schnell ein allgemeines wurde.

Die älteren Künstler erzählten von ihren Erlebnissen in Rom und Neapel.

Der eine sang eine Strophe eines neapolitanischen Gassenhauers, der Andere schwärmte von den schönen Augen eines Fischermädchens. Dabei fragten sie Franzesk über seine Pläne aus und ertheilten allerlei Rathschläge. Als man sich endlich zum Essen niedersetzte, trat Arnold an seine Frau heran.

„Ich möchte Dich bitten,“ flüsterte er erregt, „daß Du Deine Sympathien und Antipathien nicht gar so offen zur Schau trägst. Ich wünsche, daß Du Herrn von Raumer etwas zuvorkommender behandelst.“

„Arnold! Du weißt nicht....“

„Ich wünsche es,“ wiederholte er kurz und wandte sich an den eben vorüberschreitenden Raumer: „Würden Sie mir wohl die Freundlichkeit erweisen, während der Tafel die Sorge für meine Frau zu übernehmen, lieber Raumer? Ich habe mich verpflichtet, die Frau Ihres Freundes Löschwitz während dessen über Aquarell-, Pastell- und Oelmalerei zu belehren.“

Raumer verneigte sich.

„Recht gern, wenn die gnädige Frau mir gestatten will —“

Eine zurückweisende Antwort schwebte auf Melanies Lippen, aber ein fast drohender Blick Arnolds ließ sie dieselbe zurückhalten. Sie neigte nur leicht den Kopf und legte ihre Fingerspitzen auf den Arm, den Raumer ihr bot, sich von ihm geleiten zu lassen. So bemerkte sie auch erst, nachdem sie sich niedergelassen, daß Raumer ihren Platz am entgegengesetzten Ende der Tafel und doch so gewählt hatte, daß sie jede Bewegung ihres Mannes genau beobachten konnte, während zur Rechten der taube Bildhauer Grünfeld saß, mit dem man sich nur mittelst seines Sprachrohrs verständigen konnte.

Raumer besaß ein hervorragendes Talent zu unterhalten. Er galt allgemein für den besten Gesellschafter, sobald er nicht zu träge war, seine großen Kenntnisse zu entfalten — Niemand verstand besser, von seinen Erlebnissen, von seinen Reisen zu erzählen als er, wenn er dazu aufgelegt war. Und heute schien ihm daran zu liegen, seine Tischnachbarin recht gut zu unterhalten. Ohne selbst zu wissen wie, fast gegen ihren Willen, sah die junge Frau sich durch seine Erzählungen gefesselt.

Er ging auf ihr Interesse an der Literatur ein, verglich die der verschiedenen Völker miteinander, bewies seine aufgestellten Behauptungen durch die verschiedenartig geschilderten Frauencharaktere und kam auf diesem Umwege auf die Frauen im Allgemeinen, besonders die deutschen Frauen im Vergleich zu den Südländerinnen.

„Es giebt Männer, welche diese den deutschen vorziehen,“ sagte er. „Mir ist das unverständlich. Ihr Herr Gemahl aber scheint auch dieser Geschmacksrichtung zu huldigen, denn die Polinnen haben ja auch etwas spezifisch Südländisches in der Art ihrer Schönheit und ihres Naturells.“ Damit lenkte er ihre Blicke nach dem anderen Ende der Tafel hinüber, wo Arnold in lebhaftem Gespräch mit der schönen Annuschka, wie man Frau Löschwitz im Verein allgemein nannte, nach der Flasche griff, sein Glas vollschenkte und es mit einem Zuge leerte. Melanie wandte die Blicke ab, sie mochte weder das Mitleid noch die Schadenfreude ihres Nachbars erregen. Aber sie sah doch noch, wie Arnold, die eine Hand auf die Stuhllehne seiner Dame gelegt, sich lachend vorneigte, ihr ein paar Worte zuzuflüstern.

Sie versuchte, zu lächeln, indem sie entgegnete: „Die Künstler haben den Vorzug, jede Art von Schönheit anerkennen und ihr huldigen zu dürfen.“

Huld unterbrach die Konversation, indem er einen Toast auf Franzesk ausbrachte, worauf die meisten der jungen Künstler sich zu diesem drängten, mit ihm anzustoßen. Als Skarnow dabei an Melanies Platz vorüber kam, rief er Raumer zu: „Animiren Sie doch meine Frau ein wenig zum Trinken! Sie nippt immer nur wie ein Vogel!“ Raumer nickte nur leicht hin. Dann sagte er, zu Melanie gewandt: „Ihr Herr Gemahl muß in der Sorte eine glücklichere Wahl getroffen haben, als wir, gnädige Frau, sonst würde er wohl auch der Flasche nicht gar so fleißig zusprechen.“ Und dabei schlug er wieder jenen halben Flüsterton an, den Melanie so sehr haßte und fürchtete zugleich.

Werner, der sich bisweilen in poetischen Ergüssen gefiel, von denen er meist das Ende verloren zu haben schien, rief Franzesk im Namen des ganzen Vereins ein langathmiges Lebewohl in gebundener Redeweise zu. Ein schonungsvolles Schweigen verbreitete sich, wie Huld beißend sagte, in der Gesellschaft. Nur Skarnow flüsterte ungenirt mit seiner Nachbarin. Melanie hörte nichts von Werners berühmten unreinen Reimen und hinkenden Vergleichen, ihr Auge hing, wie gebannt, an dem Paar dort unten. Wie die schwarzen Augen der Polin blitzten und ihre rothen Lippen leuchteten, wenn sie lachend die kleinen Zähne ein wenig sehen ließ! Und Arnold schien alles um sich herum zu vergessen beim Anblick dieses pikanten Gesichtchens.

(Fortsetzung folgt.)

Der Steigbügeltrunk.

Zu allen Zeiten haben die Krieger aller Völker etwas Außerordentliches im Trinken geleistet, und unsere Vorfahren waren nicht die einzigen, welche sich darauf verstanden, sondern in ganz Europa ließen die streitbaren Mannen keinen edlen Durst verloren gehen und tranken des Weines, Bieres und Meths niemals genug. Die Kunst des Zechens aber war eine deutsche, und trank bei uns nicht um des Trinkens und der Berauschung willen, sondern zur Mehrung von Heiterkeit und Behagen, und darum durften Musik und Gesang, Humor, Witz und Scherzwort auch nicht bei den Gelagen unserer Vorfahren fehlen. Von diesem überschäumenden Kneiphumor zeugt noch die Mühe, Sorgfalt und Kunst, sowie die unerschöpfliche Laune, die sich in den mannigfaltigen Formen der Schleifkannen, Humpen, Krüge, Becher, Gläser und anderer Trinkgefäße kund gab, welche bei den Gelagen unserer Altvordern auf der Tafel erschienen und manchmal mit lustigen und launigen Sprüchen verziert und mit allerlei humoristischen und neckenden künstlichen Vorrichtungen versehen waren.

Wer heutzutage eine Sammlung von geschichtlichen und kunstgewerblichen Alterthümern besucht, der staunt über die Schönheit, Mannigfaltigkeit und fröhliche Laune, die sich in den noch so zahlreich erhaltenen Trinkgefäßen unserer Vorfahren kundg